



**HAL**  
open science

## Digitales Publizieren & Open Access in der Germanistik

Anne Baillot

► **To cite this version:**

Anne Baillot. Digitales Publizieren & Open Access in der Germanistik. MDGV, 2019, p. 237-247.  
halshs-02143813

**HAL Id: halshs-02143813**

**<https://shs.hal.science/halshs-02143813v1>**

Submitted on 29 May 2019

**HAL** is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

# Digitales Publizieren & Open Access<sup>1</sup>

Digitales Publizieren umfasst eine Vielfalt von Praktiken, die vom Tweet zum wissenschaftlichen Artikel in einer Online-Zeitschrift über das Bloggen reichen. Die online technisch vereinfachte Selbstpublikation hat zur Folge, dass die Strukturierung der wissenschaftlichen Landschaft von anderen medialen Voraussetzungen ausgeht als es in der Printwelt der Fall ist, wo Qualitätskontrolle zwangsläufig vor der Publikation kommt.

In diesem Beitrag möchte ich argumentieren, dass die Germanistik diese neuen medialen Bedingungen nicht als Verlust über die Qualitätskontrolle bzw. als Bedrohung wahrnehmen muss und dass im Gegenteil konkrete Vorschläge angebracht sind, damit die Fachgemeinschaft sich diese medialen Voraussetzungen aneignet und sie für sich fruchtbar macht. Die folgenden Überlegungen basieren auf einer Betrachtung der Publikation, die sich nicht in Selbstpublikation einerseits und evaluierter Publikation andererseits gliedert, sondern die öffentliche Verbreitung von Informationen im digitalen Kontext als Grundlage nimmt. Der erste Teil befasst sich mit digitalen Publikationen und deren Bedeutung für die Germanistik, der zweite Teil mit der Philosophie von Open Access und deren möglicher Umsetzung.

## I. Vom gedruckten Buch zum digitalen Publizieren

Digitale Medien sind von Natur aus Publikationsplattformen. Die Veröffentlichung im Sinne eines Verfügbarmachens für die Öffentlichkeit ist für digitale Inhalte definitorisch, handelt es sich doch primär darum, user generated content mit einander in Verbindung zu setzen und zu streuen. Der Ausdruck „digitales Publizieren“ hat also etwas Tautologisches: Wenn es digital ist, ist es in der Regel publiziert.

Nicht jede digitale Publikation ist mit einer Printpublikation vergleichbar. Dies hat zum Einen mit dem Prozess der Qualitätskontrolle zu tun, der anders gelagert ist. Zum anderen liegt es daran, dass die Grenzen zwischen Text und anderen Medien (Bild, Video, Audio) und die damit zusammenhängenden Qualitätskriterien im digitalen Bereich andere sind als im Printmedium. Dieser Aspekt wird in der Betrachtung von digitalen Publikationen oft unterschätzt. Wenn auch, wie im Printmedium, Text und andere Medien gleichermaßen digital publizierbar sind,

---

<sup>1</sup> Mein herzlichster Dank geht an Mareike König für die kritisch-konstruktive Durchsicht des Manuskripts und speziell für ihre Verbesserungsvorschläge.

ist Text im digitalen Bereich für jede Publikationsform beim jetzigen Stand der Technologie unabdingbar.

Ein Text in dem Sinne, der ihn im digitalen Bereich zur fundamentalen medialen Form macht, ist eine Zeichenkette aus Nullen und Einsen, nach der und in der der Computer, beispielsweise ein Algorithmus, Inhalte suchen und finden kann. Textlose Bilder können zwar online veröffentlicht werden, aber sie sind digital gesehen unsichtbar: Ohne Text – und sei es nur eine Bildbeschreibung oder andere Metadaten – existieren sie im digitalen Raum nicht.<sup>2</sup> Im Sinne des digitalen Publizierens ist damit ausschließlich Text, als Voraussetzung für die Findbarkeit und Verlinkbarkeit (digitale Leserlichkeit also) der Inhalte, die Grundlage für alle Publikationsformen. Das soll nicht heißen, dass nur Texte publiziert werden sollten, sondern vielmehr dass ohne Text keine Publikation zustande kommen kann, die im digitalen Raum einen Zirkulationswert hat.

So heißt es, sich im digitalen Bereich grundsätzlich von einer Konzeption der Informationsstruktur zu verabschieden, die sich in Bild/Audio/Video einerseits und Text andererseits gliedert. Selbst bei anderen medialen Formen ist Text digital strukturgebend. Insofern gilt es vielmehr, um Qualität und Struktur digitaler Publikationen besser erfassen zu können, diese nicht als Texte bzw. als alternative Medien zu definieren, sondern allesamt als Daten zu betrachten. Digitale Publikationen sind textbasierte, digital zugängliche Daten.

Digital publiziert werden Daten und ihre Metadaten (d.h. Informationen über diese Daten wie Titel, Veröffentlichungsort oder -datum, Schlagwörter, u. dgl.). Daten und Metadaten besitzen eigene Qualitätslogiken, die mit den Kriterien aus dem Printbereich nichts gemein haben. In den letzten Jahren hat sich die Kenntnis datenbasierter Qualitätskriterien durch die Entstehung von Qualitätssiegeln wie beispielsweise das Data Seal of Approval oder die FAIR principles verbessert. Forschungsinfrastrukturen haben sich bemüht, diese Qualitätskriterien der wissenschaftlichen Gemeinschaft nahezubringen: Diese Qualitätsmerkmale wurden allgemein verständlich konzipiert und so formuliert, dass sie nicht allein für IT-Spezialisten

---

<sup>2</sup> Zum Begriff des digitalen Raums, S. Marcello Vitali-Rosati, *On editorialization*. Künstliche Intelligenz ermöglicht beim jetzigen Stand der Forschung und Entwicklung nicht, etwa Bildermotive automatisch zu erkennen, ohne dass diese Motive anhand von großen Textmengen im Vorfeld im Algorithmus eingespeist und trainiert wären. Im Bereich der für die Geisteswissenschaften relevanten Ressourcen sind wir weit davon entfernt, ausreichend training-Daten zu haben, um automatische Bild- oder Audioerkennung einsetzen zu können. In einem Jahrzehnt könnte die Sachlage anders aussehen.



zugänglich sind.<sup>3</sup> Dennoch bleibt es insbesondere in der geisteswissenschaftlichen Forschung immer noch eine konzeptuelle Herausforderung, eine digitale Publikation zuerst unter dem Blickwinkel ihrer Qualität im Hinblick auf ihre Datenstruktur zu betrachten, um sich dann erst mit dem Inhalt – der unter ebendiesem Blickwinkel genau genommen nur Oberfläche ist – zu befassen.

Allgemein gilt aber: Eine digitale Publikation wird am besten durch ihre Datenstruktur bewertet. Dies erfordert eine Annäherung an die einschlägigen Kriterien, die eine Datenstruktur erfassen helfen. An erster Stelle bedeutet es für die Leserschaft digitaler Inhalte, dass sie eine Bereitschaft entwickelt, unter der Oberfläche dessen, was sie online zu Gesicht bekommt, zu „lesen“. Ein online gut lesbarer Text kann sehr wohl eine dürftige Datenstruktur haben, die den Qualitätskriterien nicht entspricht, was dem „analogen“ Leser nicht bewusst sein kann. Eine online gestellte pdf-Publikation kann beispielsweise entweder mit reichen Metadaten und hinterlegtem, bearbeitbarem Text versehen sein und in einer stabilen Publikationsumgebung eingebettet sein, oder aber unter einer instabilen URL als reines Bild abgelegt sein. Im ersten Fall ist es eine annehmbare digitale Publikation, im zweiten nicht.

Unter digital literacy versteht man die Fähigkeit, sich in einer solchen digitalen Informationsstruktur zu orientieren und diese zu begreifen. Das bedeutet nicht zwangsläufig, selbst programmieren zu können, schließt jedoch die Kompetenz ein zu erkennen, ob eine Datenstruktur Hand und Fuß hat: Ist die Publikation stabil und langzeitarchiviert? Ist sie leicht zu finden? Kann sie geteilt, bearbeitet und verbessert werden? Ist sie interoperabel, d.h. kann sie mit anderen Informationen computergestützt in Verbindung gebracht werden?

Im wissenschaftlichen Bereich verschärfen sich die Ansprüche auf die Qualitätskriterien sowohl der Datenstruktur als auch darüber hinaus. Dies betrifft insbesondere Zitierfähigkeit, Autorenszuordnung und Zitationsmetriken, Archivierung, Versionierung, Prozesshaftigkeit und Verbesserbarkeit von digitalen Publikationen.<sup>4</sup>

All diese Punkte hängen mit zentralen Charakteristiken von digitalen Publikationen zusammen: Diese sind verbesserbar und können von beliebig vielen Beitragenden bearbeitet

---

<sup>3</sup> Sowohl das Data Seal of Approval (<https://www.datasealofapproval.org/en/>) als auch die FAIR principles (<https://www.go-fair.org/fair-principles/>) lassen die Frage nach den Akteuren offen, die eine solche Labellisierung vornehmen – und nach ihrer Unabhängigkeit.

<sup>4</sup> Für eine systematische Darstellung s. das Working Paper der AG digitales Publizieren vom DHd-Verband: <http://dhd-wp.hab.de/?q=content/working-paper-digitales-publizieren>.



werden, wobei diese Wandlungen, denen eine Publikation unterworfen wird, nicht zwangsläufig in nur einer digitalen Infrastruktur oder Plattform stattfinden müssen: Eine Version eines Textes kann in Blogform erscheinen, eine andere in der Presse, eine leicht veränderte in einer Zeitschrift, etc.

Die Tatsache, dass digitale Publikationen von ihrer technischen Anlage heraus immer wieder bearbeitet werden können, stellt die geisteswissenschaftliche Forschung vor Herausforderungen. Denn das bedeutet, dass es nicht mehr möglich ist, davon auszugehen, dass *eine* Person *eine* Publikation zu *einem* Zeitpunkt veröffentlicht hat und diese Version als Endpunkt eines Publikationsprozesses aufgefasst wird. Vielmehr gibt es potentiell mehrere Beitragende mit unterschiedlichen Formen von Beiträgen zu einer Publikation, die selbst unterschiedliche Publikationsstatuten hat, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten veröffentlicht und ggf. weiter verändert wurden. Auch Seitenzahlen, ein zentraler Ankerpunkt des geisteswissenschaftlichen Publikations- und Zitierwesens, verschwinden oft bei digitalen Publikationen, die sich vom Blattformat emanzipiert haben (noch ist es bei weitem nicht bei allen der Fall und manche Publikationen führen die Seitenzahl einfach in eckigen Klammern weiter mit). Als neue Orientierung etwa in einem digital publizierten germanistischen Aufsatz kann dann die Absatznummerierung dienen. Es braucht mehrere solcher – aus der Perspektive des gedruckten Texts zusätzlichen – Informationen, damit genau benannt werden kann, welche Textteile in welchen Absätzen ein bestimmter Autor zu einer bestimmten Publikation zu einem bestimmten Zeitpunkt beigetragen hat.

## II. Geisteswissenschaftliches Publizieren

Diese Situation stellt die geisteswissenschaftliche Forschung nicht nur vor praktische Herausforderungen (wie etwa soll eine Publikation zitiert werden?), sondern stellt auch traditionelle Qualitätskriterien speziell der germanistischen Forschung vor neue Schwierigkeiten.

Der erste, der sich in diesem Zusammenhang kaum noch in bekannter Form behaupten kann, ist zunächst einmal der Autor. Während die germanistische Forschung sich sowohl überwiegend von Autorentexten als Primärquelle nährt als auch vorrangig Autorentexte als Sekundärproduktion vorlegt – die Bemühungen um ein kollektives, diversifiziertes Verständnis von Autorschaft sind nach wie vor mehr Bemühungen, als dass sie der primäre Forschungsansatz der Fachgemeinschaft wären –, ist im digitalen Raum die Konstellation

alleiniger Autor eher die Ausnahme als die Regel. Die Kluft müsste eigentlich überbrückbar sein, denn diese Produktionspraktiken sind gar nicht so gegensätzlich, wie es zunächst aussieht. Denn: Von jeher haben immer mehr als nur eine Person an einer Publikation mitgewirkt: Kollegen, Freunde, Kopisten, Verleger, Drucker, Kritiker – der Personenkreis, der um eine Publikation herum agierte, war immer weit ausgedehnt. Daraus ergab sich aber die Zuordnung vorrangig zu einem Autor als demjenigen, dem die Autorität zugewiesen wurden: eine Hauptperson (vielleicht zwei, drei, vielleicht war den anderen in den Paratexten eine gewisse Anerkennung entgegengebracht: Aber die Autorschaft galt dem einen Namen über oder unter dem Titel).

Im digitalen Raum teilt man sich die Autorität, wird sie doch in viel kleineren Einheiten zugewiesen als es in Printmedien der Fall ist. Es ist technisch möglich und vom epistemischen (bzw. politisch-philosophischen) Ansatz her gewünscht, dass jeder einzelne Teilbeitrag verschiedener Personen zu einem Text anerkannt wird. Insofern gibt es im Digitalen viele Autoren, genau genommen: Es gibt unendlich viele Autoren, wobei man sehr genau hinschauen muss, um zu evaluieren, was diese Autorschaft genau bedeutet: Autor eines Tweets, Autor eines Artikels, Autor einer Datenbank,... der Begriff „Autor“ kann im Fall von digitalen Publikationen nicht eins zu eins aus dem Bereich der Printpublikationen übernommen und angewandt werden, sondern bedarf der Präzisierung einer Funktion, die es zwar immer schon gab, die aber nicht benannt wurde.

Im geisteswissenschaftlichen Kontext sorgt die Handhabung der Zeit im digitalen Raum ebenfalls für Irritation. Im Printbereich findet ein Publikationsprozess seinen Abschluss in dem Moment, in dem die Publikation gedruckt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Nicht selten weilen Publikationen Jahre lang in der Werkstatt des Autors (bzw. in den Röhren des Printprozesses), ehe sie dem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden, denn dann gilt, dass die gedruckte Version autoritativ ist: Sie ist in dieser Form, unter diesem Titel und Namen endgültig. Es kann zwar weitere Auflagen mit kleinen oder großen Veränderungen geben, sicher. Aber das abgeschlossene Werk ist mit diesem Endstatus umrahmt, und es bleibt auch in seinem Rahmen. Böse Zungen sprechen bei der Drucklegung daher mittlerweile von der „Grablegung“ eines Textes, um den Unterschied der Abgeschlossenheit im Vergleich zu einem dynamisch weiterlebenden digitalen Text zu unterstreichen.

Im digitalen Raum gibt es keinen Grund, solange zu warten, bis eine Publikation endgültig ist, um sie zu veröffentlichen, denn: Sie kann immer verbessert werden. Nichts hat endgültigen

Charakter, jede Publikation entsteht prozessual. Genau genommen ist in diesem Zusammenhang die Werteskala eigentlich umgekehrt: Im digitalen Raum wird auf Zugang und auf schnelle Publikation Wert gelegt. Die Erstpublikation wird dann gesichtet, kommentiert, ergänzt, aktualisiert, kritisiert. Zu diesem Online-Kommunikationsmodus gehören nicht nur Hatespeech und Wutausbrüche, wie man sie den sozialen Medien unterstellt. Auch die Diskussion eines wissenschaftlichen Aufsatzes kann diese kollektive und prozessuale Form annehmen.

Ebenso spielt an dieser Stelle die eingangs angesprochene Datenstruktur eine zentrale Rolle, denn im Falle von wissenschaftlichen Publikationen wird der gesamte digitale Überarbeitungsprozess mit seinen Kommentaren, Kritiken, Antworten und Anpassungen transparent gemacht und dokumentiert. In diesem Sinne entspricht beispielsweise das Online-Nachschlagewerk Wikipedia – im wissenschaftlichen Bereich gerne gescholten – vorbildlich zentralen Qualitätskriterien im Bereich der digitalen Publikationen: Zeit, Autoren, Bearbeitungsprozesse, Versionen sind zugänglich, archiviert, transparent. Dessen ungeachtet wird Wikipedia von der Germanistik bei Weitem nicht als Modellpublikation herangezogen, genau aus den Gründen, die mit Kriterien zu tun haben, die für das Digitale zentral sind: Autoritativität und Abgeschlossenheit fehlen dort nämlich. An diesem Ende kommen wir also nach den üblichen Evaluationskriterien nicht weiter.

Am anderen Ende des Zeitbogens hat die für digitale Publikation zentrale Prozessualität ebenso Folgen im Hinblick darauf, wie digitale Publikationen veralten und was die Ansprüche an die Zeitgebundenheit von geisteswissenschaftlichen Publikationen sind. Denn: Printpublikation lassen es durch ihren abgeschlossenen Charakter leichter zu, zu ihrem Inhalt Stellung zu beziehen und sie in einen wissenschaftlichen Diskurs einzubinden, als es auf den ersten Blick bei sich immer weiter entwickelnden Texten der Fall ist. Epistemologisch gesehen ändert sich damit eigentlich nichts im Vergleich zur diskursiven Praxis eines nicht-digitalen Zeitalters. Aber ohne die Ankerpunkte der eindeutigen Referenz (Autor, Textzustand, Zeitpunkt der Publikation, Version etc. ) hakt es, ohne dass klar wäre, wie dieser innere Konflikt zu lösen ist.

Wie wir beispielsweise Blogbeiträge heute betrachten und evaluieren, ist nur die Spitze des Eisberges: Völlig unklar ist derzeit, wie solche Publikationen veralten werden, d.h. wie unsere Kinder und Kindeskinde sie in einen wissenschaftlichen Diskurs einbinden werden. Damit verbunden ist die Frage, was wir tun können, damit das, was wir heute in digitaler Form

produzieren, in zwei, drei Generationen Referenzstruktur und -charakter haben kann, wie es die Printpublikationen unserer Vorgängergenerationen für uns haben.

Sowohl bei der Frage der Autorschaft als auch bei der Frage der Prozessualität bzw. Unabgeschlossenheit entstehen grundsätzliche Herausforderungen für digitale Publikationen (welcher Textzustand soll als Referenz dienen? Welche Überarbeitungsschritte werden zugelassen, wie werden sie dokumentiert, wie kontrolliert, wie werden sie evaluiert und wie werden die unterschiedlichen Beiträge zugeordnet?), aber auch konkrete Probleme bei der Referenzierung und Evaluation von Publikationen: Wie wird eine Publikation zitiert? Wie lässt sich der Aufwand evaluieren, der von einer besonderen Person in eine digitale Publikation eingeflossen ist? Zugespitzt stellt sich schlicht und ergreifend die Frage, wie man als Forscher seine Literaturliste gliedern und füllen soll - und wie diese dann evaluiert wird.

Denn die Krux ist, dass unser Tauschwert auf dem Marktplatz des wissenschaftlichen Handelns eine Reputation ist, die massiv auf der eigenen Publikationsliste beruht. So kristallisieren sich digitale Publikationen zu einem Kampf der Systeme, wenn es in den Geisteswissenschaften um die Etablierung einer wissenschaftlichen Reputation geht. Wer digital publiziert, tut sich bisweilen schwer, zugleich die Anforderungen des traditionellen Reputationsmarktes zu erfüllen, dies sicherlich in Abhängigkeit von der Reputation des Organs, in dem man publiziert. Dies wiegt besonders schwer für Nachwuchsforschern, die ihre Reputation aufbauen müssen und sich nicht, wie es bei akademisch älteren Forschern der Fall ist, auf ihre Produktion von „vor dem digital turn“ berufen können. Wie gehen wir damit um, dass für ein Ranking Datenstruktur vor Seitenumfang gewertet werden müsste oder dass kollektive Wissensproduktion andere Ansprüche erhebt als Einzelgängerliteraturlisten? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht einfach. Wir befinden uns in einer Situation, wo die meisten Forschern, die sich auf das Terrain der digitalen Publikationen wagen, bemüht sind, beide Welten zufriedenzustellen – zum Preis eines enormen und intellektuell nicht befriedigenden Arbeitsaufwands.

### III. Wie offen ist offen in „Open Access“

In diesem Zusammenhang kann Open Access entweder als eine zusätzliche Hürde oder aber als willkommene Ausgangstür aus dieser komplexen Situation fungieren.

Als Ausgangstür aus dem Konflikt wird Open Access in der Germanistik jedoch selten wahrgenommen, nicht zuletzt, weil die lautesten Stimmen, die sich in Sachen Open Access





öffentlich hörbar machen, diesen als Zwang, als Machtdemonstration, als deplatzierten Übergriff inszenieren. Umso erstaunlicher ist diese Einstellung als wir es da mit einem Kontext zu tun haben, wo mediale Anpassung von jeher die Schaffensbedingungen der Forschungsobjekte, die im Mittelpunkt des Interesses stehen, bestimmt haben. Doch just diese Ablehnung kann durchaus als ein Symptom interpretiert werden dafür, dass es einen Wandel in den Mentalitäten braucht, um digitale Publikationen integrativ in der Germanistiklandschaft mitzudenken.

Open Access ist kein willkürlich, von einer Institution oder vom Gesetzgeber auferlegter Zwang, auch wenn es gelegentlich so dargestellt wird, sondern das Ergebnis einer Reflexion darüber, wie der faktische Medienwandel die wissenschaftliche Gemeinschaft zu einer neuen Selbstbestimmung und -profilierung verhelfen kann. Aber was „offen“ in „Open Access“ bedeutet, bedarf im Kontext des geisteswissenschaftlichen Reputationssystems einer Erläuterung, denn evident ist es nicht.

Das akademische Reputationssystem in den Geisteswissenschaften beruht auf einer Verschachtelung von geschlossenen Kreisen. Die wissenschaftliche Gemeinschaft gliedert sich demnach in Zeitschriften, Reihen, Herausbergremien, die nach bestimmten Hierarchien in der wissenschaftlichen Gemeinschaft anerkannt sind, die aber frei sind, ihre Qualitätskriterien selbst festzulegen. Diese Freiheit wird als Garantie für die Unabhängigkeit von wissenschaftlichen Entscheidungen hochgehalten. Ob ein solches letztlich oligarchisches System, das zudem aus der Hand von Verlagen frisst, die beste Garantie für die wissenschaftliche Freiheit zur Selbstbestimmung ihrer Qualität ist, verdient zumindest die Option, überhaupt hinterfragt zu werden. Über mögliche Alternativen sollte man sich Gedanken machen, zumal wenn andere medienpraktische Wege bereit stehen.

Hier soll es nicht um Open Access als wirtschaftliches Modell gehen, sondern um dessen Bedeutung für die Kommunikation innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft der Germanistik mit Blick auf die Herausforderungen, die digitale Publikationen grundsätzlich mit sich bringen. Gehen wir davon aus, dass Open Access für die germanistische Fachgemeinschaft bedeutet, dass Forschungsergebnisse ohne zu bezahlen online zugänglich sind.<sup>5</sup> Was bedeutet

---

<sup>5</sup> Zu Open Access allgemein, s. Peter Suber, *Open Access*. Zu den unterschiedlichen wirtschaftlichen Modellen, damit zusammenhängenden Zugangsbedingungen und möglichen Publikationsplattformen im deutschen Kontext, vgl. <https://blogs.tib.eu/wp/tib/2018/10/24/gold-gruen-bronze-blau-die-open-access-farbenlehre/>.

das für die Evaluation dieser Ergebnisse, für den Aufbau von wissenschaftlichen Reputationen, für die gesamte Ökonomie der Fachgemeinschaft?

Die Offenlegung der Forschungsergebnisse hat zur Folge, dass die für den Reputationsaufbau üblichen Filter nicht mehr da greifen müssen, wo sie sonst immer gegriffen haben, nämlich vor der Publikation, um diese selektiv zu ermöglichen. Es ist möglich, weiterhin so zu verfahren. Das ist beispielsweise bei Online-Zeitschriften der Fall, die vor der online-Publikation intern auswählen, evaluieren und redigieren. Aber es ist auch möglich, Forschungsergebnisse in den einschlägigen wissenschaftlichen Formaten (wissenschaftliche Blogs oder offene Archive sind genau dafür bestimmt) einfach sofort zu veröffentlichen. Außerdem geht die digitale Logik davon aus, dass es keinen Grund gibt, Forschungsergebnisse solange geheim zu halten, bis eine Zeitschrift oder ein Sammelband sie publiziert. An dieser Stelle treffen zwei Zeitvorstellungen auf einander: die der Printmedien, bei der Zeit egal und Reputation ausschlaggebend ist und die der digitalen Medien, bei der das Zurückhalten von Informationen für widersinnig gehalten wird, da es die Forschung künstlich verlangsamt oder gar verhindert, und bei der Reputationsaufbau erst nach der Publikation erfolgen kann, sofern die Publikation wahrgenommen wird. Das ist der Knackpunkt, der die Reputationsökonomie der germanistischen Gemeinschaft sprengt. Denn noch verfügt sie über so gut wie keine post-Publikation-Filtermechanismen, bei denen man auf der Grundlage von bereits online verfügbar gemachten Inhalten Reputationen aufbauen könnte.

Nach der Veröffentlichung zu evaluieren, kann bedeuten, dass die jetzige Reputationsstruktur repliziert wird. Es ist durchaus vorstellbar, dass Publikationen, die aus denselben Gründen, wie es jetzt der Fall ist, höhergeschätzt werden, erst nach der Publikation mit einer Art Gütelabel versehen werden – das tun auch Online-Zeitschriften, die im Grunde genommen so funktionieren wie Printzeitschriften. Wie dies für Verlage in Profit umgemünzt wird, zeigen die Strategien, die große Verlage in diesem Sinne entwickeln. Noch aber wird mit Zugangsbedingungen Geld verdient. Wenn – in der hier verfolgten Hypothese eines kompletten Open Access – Zugang kein Argument mehr ist, um Geld zu verdienen, werden mit Sicherheit andere Aussonderungssysteme geschaffen, etwa solche, die mit der Verbreitung der Publikation spielen.

Aber digitale Publikationsformate und Open Access bieten zugleich die Möglichkeit, nicht nur das Bekannte in einem anderen medialen Kontext zu replizieren, sondern anders anzusetzen.

Die technischen und politischen Bedingungen sind vorhanden, um sich neue Reputations- und Wissenszirkulationsmodelle auszudenken.

„Offen“ in „Open Access“ könnte einfach so gedeutet werden, dass digitaler Zugang gewährt wird, und mehr nicht. Es könnte aber auch eine erweiterte Bedeutung haben, etwa die, dass Hierarchien weniger vertikal wirken und das (vorhandene) Kollektive in den Mittelpunkt gestellt wird. Denn schaut man genau hin, wie Offenheit für die germanistische Fachgemeinschaft fruchtbar gemacht werden kann, dann wäre es nicht so sehr als ein Recht auf Zugänglichkeit von Information (das leicht umzusetzen wäre) oder eine Freiheit zur (Selbst)determination von Evaluationskriterien (die es schon gibt), sondern diese Offenheit würde vielmehr in der Vertrauensbeziehung innerhalb der Gemeinschaft basieren. Und genau dafür brauchen wir Grundlagen, die es uns ermöglichen, Vertrauen in ein Reputationssystem umzumünzen, das über „likes“ hinausgeht und der Gemeinschaft einen digitalen Existenzraum gibt.

#### IV. Zukunftswege der Publikation für die Germanistik

Man könnte den Anhängern des schnellen Publizierens, fortlaufenden Verbesserns und allgemeinen Verfügbarmachens leicht vorwerfen, ein solides Reputationssystem durch einen volatilen „Like“-Schwindel ersetzen zu wollen, und damit digitale Publikation und Open Access für die germanistische Fachgemeinschaft schlicht und ergreifend untauglich zu machen. Tatsächlich kommen wissenschaftliche Evaluationssysteme nicht spontan mit einem neuen Medium, sondern das Medium ist es, das womöglich Plastizität bietet, um Qualitätskriterien zu definieren. Im Falle von digitalen Publikationen in der Germanistik gilt es, bei der Konzeption dieser Qualitätskriterien sowohl die germanistische Komponente als auch die digitale Dimension zu berücksichtigen.

Initiativen, die auf die Definition von neuen Qualitätskriterien hin arbeiten, gibt es bereits im Bereich der digitalen Quelleneditionen.<sup>6</sup> Diesen Ansatz gilt es fortzupflanzen und Fragen zu stellen, die wohl stören mögen: Welchen Stellenwert hat ein Blogpost für ein wissenschaftliches Oeuvre? Welchen ein Wikipedia-Artikel? Welchen eine Datenbank? Um sie

---

<sup>6</sup> S. den Kriterienkatalog für die Besprechung digitaler Editionen vom Institut für Dokumentation und Editorik (<https://www.i-d-e.de/publikationen/weitereschriften/kriterien-version-1-1/>) sowie die Förderkriterien der Deutschen Forschungsgemeinschaft ([https://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/grundlagen\\_dfg\\_foerderung/informationen\\_fachwissenschaft\\_en/geisteswissenschaften/foerderkriterien\\_editionen\\_literaturwissenschaft.pdf](https://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/grundlagen_dfg_foerderung/informationen_fachwissenschaft_en/geisteswissenschaften/foerderkriterien_editionen_literaturwissenschaft.pdf)).

zu beantworten wird sich die Germanistik mit anderen Fächern zusammensetzen, etwa mit den anderen Philologien, und über den deutschsprachigen Tellerrand schauen müssen.

Literaturlisten müssen ebenfalls überdacht werden. Es wird notwendig sein, Art und Umfang eines digital publizierten Beitrags angeben zu können. Selbst in einem optimistischen Szenario wird es allerdings schwierig bleiben, Beiträge zu einer Publikation anerkennen zu lassen, die nicht mit der Oberfläche (d.h. dem zu lesenden Text) zu tun haben, sondern mit der Datenarchitektur, die dahinter steht.

So muss der Weg bereitet werden, um Datenmodelle, Wikipedia-Einträge, Livetweets oder Blogposts zu evaluieren. Die Germanistik kann sich sehr wohl Werkzeuge geben, um solche digitale Publikationsformate im wissenschaftlichen Diskurs und für individuelle Karrieren zu berücksichtigen und für sich fruchtbar zu machen.

Ein erstes Evaluationsformat ist die Herausgabe von sogenannten overlay journals, die auf offenen Archiven beruhen und bereits online zugängliche Texte evaluieren. Diese können insbesondere für den Aufbau von data journals eingesetzt werden, in denen Datenmodelle zusammen mit den Inhalten bewertet werden: ein hilfreiches Tool, wenn es um die Evaluation einer digitalen Edition oder einer Datenbank geht. Ein weiteres mögliches Format ist die Entwicklung eines Evaluationsmodells für die Pflege eines institutionellen Archivs wie etwa die Webseite eines Instituts, die Twitterarchiv-, Blogaggregator- und Enzyklopädiefunktion haben kann. Nicht zuletzt ließen sich in diese neuen Evaluationsmodelle auch Lehrformate einbinden, die online zugänglich gemacht werden: Es müssen keine MOOCs werden, es kann auch ein YouTube-Kanal sein oder eine Reihe von Podcasts, die in die Gesamtevaluation einfließen.

Dies bedeutet, dass auch Institutionen in diese Zirkulationslogik eingebunden werden müssen, denn sie sollten die Infrastruktur bereit stellen, die dieser Medialität eigen ist. Auch in der Evaluation wird es in diesem Sinne so gut wie unmöglich sein, als Einzelner fortzuschreiten, sondern das gesamte Ökosystem, in dem man sich als Forscher bewegt, spielt zwangsläufig ebenso mit.

Nun ist es an der Zeit, all die dazu gehörigen Bausteine deutlich zu benennen, und bei den Evaluationsformaten Kreativität und Wissenschaftlichkeit zu vereinen, um der Zukunft der germanistischen Forschung den Weg zu bereiten.



[anne.baillot@univ-lemans.fr](mailto:anne.baillot@univ-lemans.fr)

## Literatur

Suber, Peter. Open Access. Cambridge 2012.

Vitali-Rosati, Marcelo : On editorialization. Structuring space and authority in the digital age. Amsterdam 2018.